In der Kaiserstadt Berlin.

Börlin, Ogust de fiwwte d. Mts.

Staatszeitungs-Ruhspaper, Neu York U. S. akroß die Atlantik.

Mister Editer!

Ich un die Famili sein säf un all right hier arreivt. Es war kei Reseptschen am Diepot an akaunt weil ich im Kognito trävel vun wege — you know.

Wann mer bedenkt, daß Börlin die Käpittel-Zitty von Preiße is, da muß mer sage: Alle Achtung! Awwer als deitsche Reichshauptstadt hätt Ich eigentlich e Bisle mehr erpekt. For Instenz die Ruhspäpers. — Wann Ich aach im Kognito geträwwelt sein, e Neu Yorker Päper hätt doch wenigstens en Sosseiety-Editer am Diepot gehatt un hier hot iwwerhaupt noch gar nix dervo drein gestanne.

Was hier in Deitschland die Bjutti is, des is, daß des Mazet-Kammitti hier in conutinous Performance-Session is. Wo mer higeht un wo mer hertimmt, iwwerall muß mer wieder eischreiwe, wie mer heißt, wie alt mer is, wo mer herkimmt, was mer for e Büßneß hot un so fort ezeterer. Ich gleich ze wisse, wem sei Büsneß des is, was Ich for e Büsneß habe; Mich wunnert daß mer net in die Anmeldungsblänks ereischreiwwe muß, wo mer's her hot.

E annere Sach, wo mer hier aufgefalle is, des is — well des derf Ich net sage vun wege Preßfreiheit un Staatsanwalt. Un dann — well des derf Ich wieder net sage vun wege Ausweisung un Censur. Un feinelli — well Ich denk, es is säfer wann Ich Ihne des bei Wort von Mund pörsonelli erzähl, dann Ich will net in Trowwel kimme. Sunst is es awwer hier sehr schö, un espeschelli hot mer sei pörsonell Liberty, enihau so lang, wie mer sei Maul hält.

Daß Deitschland gege uns (Ich mein gege die Juneited States) is, des is Alles Nansenz. Jeder Deitsche hier, der segt Eim, daß er die Amöritans hochachte thut. Er denkt blos, daß jeder Amörikän e geborner Lügner, Humbugger, Schwindler un Gauner wär, wo mer net unner Eid glaabe derft, un wo Eim hölzerne Schinke oder blecherne Leberworscht oder papierne Aktie (sprich: Stacks), wo nix wie Wasser sein, verkaaft, awwer sunst is die Stimmung gege uns e sehr freundliches espeschelli was das Annehme vun Trinkgelder un des Charge von hohe Preis wann mer was kaaft, betrefft. Wann mer awwer for Alles ornlich bezahlt un derzu segt., daß mer so was Schönes in seim Lewe noch net gesehe hätt, da kann mer mit die Leit hier ganz gut auskimme.

Es thät mer iwwerhaupt hier ganz gut gefalle, wann net so viel Amörikäns un espeschelli Neu Yorkers hier wär'n. Dadorch, daß so viel Annere hier sein, da fällt mer gar net so richtig auf. Ich sein heint sogar dem Grocer vun der annere Eck akroß unserer Straß hier begegnet. Jetzt möcht Ich wisse, was der for e Büßneß hot, nach Juropp ze träwwle un wo er das Geld derzu her hot. Do sollte Sie was drüwwer eneisetze, daß des net pätiotisch vun die Dutch-Amörikäns is, immer hier rüwwer ze träwwle un ihr Geld hier ze verspende. Die Leit hawwe doch ihr Geld drüwwe gemacht un da solle sie's aach drüwwe spende. Hab Ich Recht, Mister Editer, oder hab Ich net Recht?

In meim nexte Dispätschbrief werd Ich mehr in seintiffit Destriptschen un volkswissenschaftliche Erklärung eigehn. For heint sein Ich so lang

Mit Rigards
Yours
John Ritsch, Esq.

Börlin, Ogust de neinte d. Mts.

Mister Editer!

Tief beschämt steh Ich vor Ihrem Aug wege Eibildung un Hoffarth. Nämlich Ich hen immer gedacht, mir wär'n (bei Uns mein Ich die Amörikäns) des auserwählte Volk. Jetz, nachdem Ich in Börlin arreivt sein und seientifftt völkerrechtliche Wissenschaftsstudie gemacht hen, da seh Ich ei, daß mer gar net drein sein dermit. Well, es macht mer net so viel aus, bikohs, weil Ich e Tschörmän bin; da sein Ich ja in jedem Fall gedeckt.

Nämlich die Börliner, die hawwe mer erst e Licht uffgesteckt, was eigentlich Tschörmäny (sprich Germany) is. Ich hen es Alles eistecke müsse. Ich war for Instenz in eme Saloon — zum Zeiche ihrer geistige un wirthschaftliche Ueberlegeheit hawwe nämlich die Preuße lauter Bayrische Bierstube for prominente Saloons — also Ich war in so eme Platz un Ich hen — des is unner Uns — e Bißle blowe wolle dermit, daß Ich en Amörikän sein, da hot mer glei e junger Tschentelmän vun e Jahrers zweiezwanzig bis neinzehn, wo gesagt hot, er wär e echter Börliner un e schinuein Deitscher (sei Name war Krapolsky) gesagt, mir Amöritäns wär'n nix wie Jingos und Schowwiniste un Prahlhäns, un wann mir nor emol e schiefes Maul gege Deitschland zeige thäte, da könnt ei einzige Kompenie preißische Infanterie die ganze Juneited Stätes demolische, vernichte, annihiläte un bisseits vollständig kaput mache un zwar mitaus ze schieße, nor bei en Parademarsch im langsame Schritt mit Nachzähle ze präktisse.

Die sämmtliche presente Kompeni hot dem junge Jüngling Recht gegewwe. Ich hen also nix mache könne.

Dann is so e Tschentelmän in Juniform, e sekenhändiger Leutnant (hier heiße sie's Sekund Luttenent) in de Deiälog gefalle un hot gesagt, die amörikän Armi wär schun aus dem Grund nix nutz, weil se keine Idee von Poank donnor hätte. Es wär vorgekimme, daß e amörikän Käpten un Kompenitschief aktschelli vun eme besoffene Zifiliste angerempelt worn wär, un er hätt noch net emol de leichteste Effort gemacht, den Mann todt ze steche.

Der selwige junge Affisser hot grad derfor erzählt gehatt, daß er dorch en ungeheuer schlaue un diplommätik Letter an sei verwittwete Mutter des Geld, wo sei zwei Schwestern noch als Erbschaft hawwe — er hot ze verstehn gegewwe, daß die Mädcher heimlich e Bißle sticke un fenzi Niedelwork mache, was er awwer of course net wisse derft, weil des e Schand for die Famili wär — daß er des Geld, hot er gesagt, dun der Alti erausgeschlage hätt un konsequentli an dem Abend e Scho'cher mache werd. (Er hot aach Schampähn uffmache losse.)

Well, es hawwe sich immer noch Leit an dem Deiälog betheiligt und Ich sein feinelli ganz drunner dorch gewese.

Enihau hen ich gesehe, Mister Editer, daß die Deitsche, espeschelli die Preiße, uns iwwer sein.

Mit diesem Wunsche sein Ich bei Weier John Ritch, Esq.

Die „Berliner Weiße" kann mer gestohle wern. Es nemmt e Dutzend Kümmel un acht Brändis, for de Mage wieder in Bälänz zu bringe, wenn mer zwei oder fünf bis nein dervo getrunke hot.

Die ersten Eisenbahnen.

Wie allgemein bekannt, hatten die ersten Eisenbahnen stark unter der Spott- und Zweifelsucht der damaligen Generation zu leiden, die in dem Neuen nichts Gutes sah oder sehen wollte. Einige bisher nicht allgemein bekannte Aussprüche theilt die „Frkf. Ztg." mit: König Friedrich Wilhelm der Dritte war ein großer Gegner der ersten geplanten Eisenbahnlinie von Berlin nach Potsdam. „Kann mir keine große Glückseligkeit dabei vorstellen, ob man einige Stunden früher in Potsdam ankommt oder nicht," hatte er übelgelaunt bemerkt, als man ihm von der Eisenbahn gesprochen, und die gleiche Ansicht theilte der damalige preußische Postmeister v. Nagler, der, über die Aussichten der Bahn befragt, äußerte: „Dummes Zeug! Ich lasse täglich diverse sechssitze Posten nach Potsdam gehen und es sitzt Niemand drinnen. Nun wollen die Leute gar eine Eisenbahn dahin bauen! Wenn sie ihr Geld absolut loswerden wollen, so werfen sie es doch gleich lieber zum Fenster hinaus, ehe sie es zu solchen unsinnigen Unternehmungen hergeben!"

Der Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm der Vierte, dachte anders, prophetisch hatte er ausgerufen: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf!"

Friedrich Wilhelm der Dritte war zu einer Fahrt auf der Eisenbahn nicht zu bewegen, er fuhr stets im Wagen nach Potsdam, bis es auf einem Hoffeste zwei Ministern durch ein hinter einem Vorhang absichtlich geführtes Gespräch, das der König hören mußte, gelungen sein soll, diesen von seiner ungünstigen Ansicht zu bekehren.

„Was mag nur der Grund sein, daß Seine Majestät nie mit der Eisenbahn fährt?" fragte der eine der hohen Staatsbeamten.

„Das Volk meint, es wäre Furcht vor einem Unglücksfalle."

„Unmöglich, ein König, der in der Schlacht bei Kulm kommandirt hat, der kennt keine Furcht!"

„Aber was kann denn sonst der Grund sein?"

„Ich glaube, daß Seine Majestät schlecht berathen ist und meint, die Eisenbahnen würden den Staat mit zu vielen Schulden belasten."

„Dann ist es allerdings die höchste Zeit, Sr. Majestät eine andere Meinung beizubringen."

„Das dürfte Herrn v. Nagler gegenüber schwer halten!"

Das Gespräch that seine Wirkung, am nächsten Tage bereits fuhr der König in Begleitung des Kornprinzen nach Potsdam und bediente sich von da an häufig der Bahn.

Auch die Behörden betrachteten zunächst die „neue Erfindung" mit unverhohlenem Mißtrauen, denn als einst der Berliner Stadtrath Keibel den Zöglingen des Friedrich-Waisenhauses eine besondere Freude dadurch bereitete, daß er sie mit der Bahn nach Potsdam fahren und dort bewirthen ließ, erhielt er von dem Berliner Magistrat eine Rüge, in die vorwurfsvolle Frage gekleidet, ob er denn nicht an die Gefahren gedacht, denen er die Waisenkinder ausgesetzt hätte?

Als die von Berlin nach Dresden geplante Eisenbahnstrecke über Potsdam geleitet werden sollte, erklärte das sächsische Komite, daß daran gar nicht zu denken sei, denn die Bahn könnte aus dem in einem Kessel liegenden Potsdam nicht wieder herauskommen! Uebrigens verkehrten die Züge zwischen Berlin und Potsdam nur am Tage, Nachts ruhte der Betrieb „der großen Gefahrlichkeit halber." Aber auch am Tage fuhr die Bahn so langsam, daß spöttische Bittschriften an die Direktion geschickt wurden, des Inhalts, daß doch endlich die Belästigung der Fahrgäste während der Fahrt durch Bettler aufhören möchte, vor Allem möchte man auf die Invaliden mit Stelzfüßen achten, welche neben dem Zuge herliefen und um milde Gaben bäten. Als ein sicherer Prophet erwies sich Friedrich List, der große Nationalökonom, der mit flammendem Eifer, in Wort und Schrift, für den Bau von Eisenbahnen eintrat. In einer 1834 erschienenen Flugschrift heißt es: „Durch ein von Berlin ausstrahlendes Eisenbahnsystem wird diese Stadt zum Zentralpunkte von Deutschland und im Laufe der Zeit zur Höhe von Paris sich erheben." Ferner wies List auf den militärischen Werth der Eisenbahnen hin und bemerkte: „Eine Eisenbahn durch das Herz von Deutschland nach Köln und die Verbindung mit dem belgischen Systeme bedeute mehr, als ein siegreicher Krieg; es sei ein wahres Glück für Deutschland, daß Frankreich in diesem Augenblick und vielleicht noch ein Jahrzehnt durch seine inneren Wirren in Schach gehalten werde; es sei schade, wenn diese Zeit nicht benutzt würde. Es würde den Geist der deutschen Nation unendlich erheben, wenn man den Franzosen ein mal vorginge, statt ihnen zu folgen, ja, es könnte sich begeben, daß einst Frankreich und Rußland sich die Hände reichten, und für einen solchen Fall seien die Vortheile eines deutschen Eisenbahnsystems unberechenbar!"

Der Thee der Herzogin.

Nachdem der Herzog Silvestro von Guastalla im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts durch eine Volkserhebung entthront worden war, erwählte das Volk seinen Oheim, den Herzog de' Tedici, zum Herrscher des Fürstenthums, mit der Bedingung jedoch, daß Silvestros junger und allerliebster Neffe Filippo d'Averardo dem kinderlosen neuen Herrscher folgen sollte. Der Thronfolger, der während der letzten Jahre in Piacenza geweilt hatte, traf nun alsbald wieder in Guastalla ein und wurde auf das Entgegenkommendste von der ganzen herzoglichen Familie empfangen, mit Ausnahme der Herzogin Beatrice, Gemahlin Silvestros, die in Guastalla zurückgeblieben und ihrem Manne nicht in's Exil gefolgt war, um im Geheimen für seine Wiedereinsetzung zu wirken. Man hatte ihr auf ihr Ansuchen gestattet, in Guastalla zu bleiben und sogar ihre ehemalige Residenz auch fürderhin zu bewohnen. Dort lebte sie, völlig vereinsamt und zurückgezogen, stets für sich allein. Sie nahm niemals theil an den Festen und Vergnügungen des Hofes, verkehrte aber auf das Herzlichste mit ihrem Oheim, dem Herzog de' Tedici, der sie wie eine Tochter liebte und ihr immer noch wie eine regierende Fürstin begegnete.

Trotz aller Zureden weigerte sie sich aber auf das Entschiedendste, den Thronfolger Filippo anzuerkennen, und dieser hielt sich verletzt im Hintergrunde. Der Herzog de' Tedici beschloß endlich, dieser Spannung ein Ende zu bereiten und ersuchte die Herzogin Beatrice dringend, den Thronfolger bei sich zu empfangen. Die junge entthronte Fürstin gab dem Drängen nach langem Widerstreben nach. Ein großes Fest wurde in dem von Beatrice bewohnten Palast veranstaltet, und Filippo dazu eingeladen. Man hatte ihm im Voraus mitgetheilt, daß dieses Fest kein sehr heiteres sein würde, da jede Musik davon verbannt sei infolge der trauernden Gemüthsstimmung der Herzogin, und daß allein das Kartenspiel die Kosten der Unterhaltung zu tragen habe. Auch der ganze Hof und sämmtliche Vornehmen der Hauptstadt waren zu diesem Feste geladen.

Am Abend vorher erhielt Beatrice durch Michele Valori, einen getreuen Diener ihres Gemahls, der diesen auf seiner Flucht begleitet hatte, die geheime Botschaft, daß Silvestro in Venedig, wohin er sich gewandt, plötzlich verschieden sei. Die Aerzte hätten ein hitziges Fieber als Todesursache angegeben, es bestehe jedoch der schwerwiegende Verdacht, daß Silvestro durch Gift aus dem Leben geschafft worden sei.

Beatrice, die mit zärtlichster Liebe an dem Gemahl hing, war völlig niedergeschmettert durch diese Unheilskunde, allein ihrer leidenschaftlichen Natur entsprechend, begnügte sie sich nicht mit der Trauer, sondern wollte den Todten auch gerächt wissen. Bei der Abneigung, die sie von jeher gegen den jungen Filippo gehegt hatte, bedurfte es für sie gar keines weiteren Beweises, daß dieser ihren Gatten habe beseitigen lassen, um sich die Thronfolge auf alle Fälle zu sichern.

Trotzdem gewann sie es über sich, bei dem Feste am folgenden Abend mit vollendeter Anmuth und äußerstem Entgegenkommen die Wirthin zu machen. Ja, sie ließ sich sogar herbei, mit Filippo und zwei der vornehmsten Edelleute des Hofes eine Partie zu spielen. Alle Welt war entzückt von ihrer Lebhaftigkeit und ihrem geistvollen Geplauder.

Als das Spiel beendet war, wurde der Thee gereicht, und vor die Herzogin stellte ein Diener eine Platte aus massivem Golde mit zwei Tassen, eine für die Herzogin und die andere für den Thronfolger. Beatrice goß eigenhändig den würzigen Trank in die beiden Tassen und mit ihren schlanken, weißen Fingern überreichte sie lächelnd Filippo die eine davon. Dieser streckte bereits die Hand aus, nachdem er sich dankend und galant vor der jungen Fürstin verneigt hatte, aber plötzlich fühlte er, daß jemand nachdrücklich seine Schulter mit dem Finger berührte.

Filippo besaß eine außergewöhnliche Geistesgegenwart, er begriff sofort, daß dieser Fingerdruck eine Warnung für ihn bedeute. Ohne seine Ruhe und Kaltblütigkeit zu verlieren, ohne daß eine Muskel seines Antlitzes zuckte, erwiderte er das Lächeln der Herzogin in ungezwungendster und freundlichster Weise. Die Tasse, die er bereits ergriffen hatte, auf die Platte zurücksetzend, rief er heiter aus: „O, Madame, ich kann unmöglich zugeben, daß Eure Hoheit sich bemühen sollte, mich eigenhändig zu bedienen."

Mit diesen Worten nahm er das kostbare Präsentirbrett in seine Hand, drehte es um und brachte auf diese Weise die von der Herzogin ihm zugedachte Tasse auf ihren eigenen Platz. Alsdann nahm er seinen Sitz wieder ein und ergriff die zweite Tasse, welche die Herzogin ursprünglich für sich selbst eingegossen hatte, trank aber nicht.

Beatrice wurde leichenblaß, sie warf einen verzweifelten Blick um sich, und es schien, als verlöre sie die Besinnung. Aber nur kurze Zeit dauerte dieser Zustand. Rasch gefaßt lächelte sie dem Thronfolger, der kein Auge von ihr wandte, anmuthig zu, ergriff die Tasse und schlürfte langsam ihren Inhalt, ohne eine Miene zu verziehen.

Am nächsten Morgen fand man die Herzogin entseelt in ihrem Bette. Man nahm an, daß ein Gehirnschlag in solch plötzlicher, unerwarteter Weise ihrem Leben ein vorzeitiges Ende bereitet habe und fand ein besonders ergreifendes Schicksalswalten und tragisches Zusammentreffen darin, als erst nach mehreren Tagen auch der Tod des Herzogs von Silvestro in Guastalla bekannt wurde. Niemand ahnte, daß Beatrice seinen Tod an demjenigen, den sie — übrigens mit Unrecht — für seinen Mörder hielt, hätte rächen wollen und dann, als sie dies Vorhaben vereitelt sah, um sich nicht zu verrathen, freiwillig dem geliebten Gemahl in's Jenseits gefolgt war.

Von dem General Michael Skobelew,

welcher in letzter Zeit anläßlich des Todes seiner Schwester, der schönen Herzogin von Leuchtenberg, wieder mehrfach erwähnt worden ist, erzählt der russische Oberst Wonlarlarsky, der am Feldzuge 1877—1878 als Ordonnanz-Offizier des Oberst-Commandirenden Großfürsten Nikolaus theilnahm, in seinem soeben in Paris erschienenen Buche „Souvenirs d'un officier d'ordonnance" manchen charakteristischen Zug. Es war während der Belagerung von Plewna, als Wonlarlarsky eines Tages vom Großfürsten den Auftrag erhielt, sich zu Skobelew zu begeben und ihm und seinen Truppen die Anerkennung des Oberbefehlshabers für einen kühnen Vormarsch auszusprechen, durch den es Skobelew gelungen war, seine Position bis dicht an diejenige der Türken vorzulegen. Der General, dessen Tollkühnheit schon damals in der ganzen Armee sprichwörtlich war, schlug dem Abgesandten des Hauptquartiers vor, mit ihm zusammen die ganze Stellung abzureiten und so sämmtlichen in den Schützengraben befindlichen Soldaten seinen Auftrag auszurichten. Das geschah zu Pferde, im Schritt, und zwar auf der dem Feinde zugewendeten Seite, während die Mannschaften in den Gräben präsentirten. Natürlich ließen die Türken sich nicht die Gelegenheit entgehen, auf die nur 500 Meter entfernte Cavalcade zu feuern, und so wurden denn auch während des kurzen Umrittes von den elf Mann der Eskorte zwei verwundet; ganz nutzloser Weise, wie unser Gewährsmann mit Recht bemerkt. Aber Skobelew liebte es, die Offiziere, die man vom Stabe zu ihm schickte, unter dem feindlichen Feuer spazieren zu führen. Gleich Murat war auch er in der Schlacht immer tadellos gekleidet, parfumirt und frisirt. Seine Soldaten hielten ihn für unverwundbar. Er selbst that alles, um sie in diesem Glauben zu bestärken, und als ihn einmal ein Granatsplitter traf, war seine eifrigste Sorge, ihnen dies zu verheimlichen. Auch Oberst Wonlarlarsky bekennt, daß niemand sich dem eigenthümlichen Zauber entziehen konnte, welchen die Eigenart des ebenso tapferen wie excentrischen Generals ausübte. Die zwecklose und prahlerische Promenade auf den Wällen von Plewna hatte nichtsdestoweniger durchaus nicht seinen Beifall.

Napoleon und die Katzen.

Es war im Jahre 1815, und das Schiff, das den Gewaltigsten Europas nunmehr nach St. Helena in die ewige Verbannung führen sollte, lag zum Auslaufen bereit, als irgend ein lustiger Geist sich in Chester und den umliegenden Städten folgenden Scherz erlaubte: Durch ein außerordentlich gut verfaßtes Plakat forderte er sämmtliche Leser auf, sofort bei dem Schiffskommandanten alle Katzen abzuliefern, weil auf Sanct Helena so unzählige Ratten lebten, daß sie eigentlich alles, was nicht niet- und nagelfest war, sofort zernagten. Napoleon würde darum, wenn nicht durch Einführung von mindestens 10,000 Katzen radikale Abhilfe gegen diese Landplage geschafft würde, sicherlich auf diesem öden Eilande nicht leben können. Zum Schluß ward für jede abgelieferte gesunde „Mies" folgender Tarif bekannt gemacht: Für Kater je 16, für ausgewachsene Katzen je zehn, für kleine Katzen je zwei Schilling, und für solche kleine Katzen, die noch nicht selbst zu fressen verständen, je 10 Pences, — welche der Stadtkassirer bei der Ablieferung sofort in Baar auszahlen werde! Natürlich gab es Thoren genug welche die Proklamation ernst nahmen, und besonders waren es die umwohnenden Bauern, welche sofort mit allen verfügbaren Katzen auf dem Markte erschienen, wo sie zu ihrem Befremden erfuhren, man habe sie gröblich geäfft. Fast alle ließen in der ersten Aufwallung die Thiere laufen und zuletzt rotteten sie sich zusammen, und es fehlte nicht wenig daran, daß sie das Rathhaus gestürmt und verwüstet hätten. In Chester liefen etwa 4000 Katzen herum, welche nach und nach erlegt werden mußten. Bei dem sogenannten „Katzentumult", unter welchem die englische Spezialgeschichte diesen Zwischenfall verzeichnet hat, sind nicht weniger als 30 Personen erheblich verletzt worden. Obwohl die Polizei auf den Thäter einen Preis von 50 Lstrl. aussetzte, ist es ihr doch niemals gelungen, ihn zu ermitteln.

Der todte Soldat.

Von Johann Gabriel Seidel.

Auf ferner, fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei:
Denkt keiner daß, der da liegt,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort.

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung,
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzt laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehen um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au'.

Die Kronen der Königin Victoria.

Die Königin von England besitzt im Ganzen drei Kronen, die aber nur bei den seltensten Gelegenheiten benützt werden. Bei den vielen öffentlichen Funktionen, die die Königin anläßlich ihres letzten Geburtstages zu erfüllen hatte, war nur bei einer einzigen Gelegenheit ihr Haupt mit einer Krone geschmückt; bei dem großen Empfang bei Hofe, den sie geben mußte. Die Krone, welche die Königin damals trug, ist vierzig Jahre alt und wiegt acht Unzen. Sie ist aus lauterem Gold und mit einer Unzahl von Diamanten übersät. 2673 weiße Diamanten und 523 rothe Edelsteine zieren die Krone. Vor dieser Krone besaß die Königin einen Goldreif, welchen man noch auf ihren ältesten Porträts bemerken kann. Die Juwelen dieses Reifes waren sehr kostbar und gaben im Sonnenlicht ein prachtvolles Farbenspiel. Dieses Diadem und noch ein anderes von ähnlicher Machart wurden benützt, wenn die Königin mit einer feierlichen Ansprache das Parlament eröffnete. Jedesmal aber, wenn die Königin im Oberhause erscheinen wollte, wurde die Staatskrone feierlich aus dem Aufbewahrungsraum im Tower von London geholt und der Königin auf einem Sammetkissen präsentirt. Die Krone ist vor 100 Jahren verfertigt worden und kommt außer bei der erwähnten Gelegenheit nie aus ihrer Gefangenschaft im Tower heraus.

Eine Frage.

Ben Akiba sagte einmal: „Alles ist schon dagewesen?" „Hat er schon eine Wasserhose mit Bügelfalten gesehen?"

Ueberraschung.

Junge Frau (zum Ehemann, der zum ersten Mal, seit seiner Verheirathung, im Wirthshaus war): „Was, jetzt um 10 Uhr kommst Du erst, Du Bruder Lüderlich!"

Mann (starr): „Großer Gott.... und ich wollte mir den Hausschlüssel holen!"

Ballgespräch.

Herr: „Ich bin Chef eines Auskunfts-Bureaus!"

Backfisch: „Ach, da haben Sie's ja sehr bequem, wenn Sie 'mal Auskunft über sich haben wollen!"

Unmusikalisch.

Frau: „Mein Husten ist doch zu schrecklich!"

Musiker: „Ja, und mir ist er noch viel schrecklicher wie Dir — Du hustest ja immer eine ganze Oktave zu hoch!"

Entschuldigung.

Richter (zum Angeklagten): „Sie haben sich eine Flasche Wein gekauft, und mit falschem Geld bezahlt?"

Angeklagter: „Ich bitte, Herr Richter, der Wein war auch nicht echt!"

Nur Chemiker.

Freundin: „Hast Du es denn schon mit Thränen versucht?"

Junge Frau: „Natürlich!"

Freundin: „Und?"

Junge Frau: „Er nahm mir das Taschentuch weg und ging damit auf sein Zimmer um — die Thränen zu analysiren!"

Aufgesessen.

A.: „Sie, der Meyer spricht den ganzen Tag hinter dem Rücken seiner Frau!"

B.: „Warum denn?"

A.: „Weil er den ganzen Tag mit ihr Tandem fährt."

Bosshaft.

Madame (zur Köchin): „Was Sie heute wieder für eine Auswahl von Speisen haben! Marie, ich glaube, Sie kochen für jeden „Bräutigam" extra!"

Aufrichtig.

Herr (zur Sängerin): Haben Sie, Verehrteste, viele Schwierigkeiten gehabt beim Erlernen Ihrer schönen Kunst?

Sängerin: O ja! Mit meinen Nachbarn.

Im Parfümerie-Laden.

Kunde: „Das letzte mal gaben Sie mir Patschuli, doch der roch nach Branntwein!"

Commis: „Unmöglich, meine Gnädige, da müssen Sie sich verrochen haben!"

Stoßseufzer.

„Die Selma vom Ballet hat mir heute ihre Liebe geschworen. Ob man an ihre Liebe glauben kann, was meinen Sie?" — „Oh ja, ich habe auch schon mal d'ran glauben müssen!"

Darum.

„Du, Sternfeld, hast Du vielleicht einen überflüssigen Fünfer, den Du nit brauchst? Leih mer'n."

„Mit Vergnügen. Da hast 'n."

„Wie heißt, den erkennt mer doch auf'n ersten Blick, daß er falsch ist."

„Nu, darum brauch' ich ja den Fünfer nicht."

Selbstbewußt.

Tochter des Hauses (auf dem Balkon eine Blume abzupfend): „Er liebt mich, liebt mich nicht, liebt mich...."

Leutnant (der unbemerkt hinter sie getreten ist, sie umarmend): „Jawohl, er liebt Sie, geschätztes Fräulein."

Standesgemäß.

Herr (zu der eben von einer schweren Krankheit genesenen Baronin): „Gestatten Sie mir, der Freude über Ihre Genesung Ausdruck zu geben, umsomehr, als ja Frau Baronin fast am Rande Ihrer Familiengruft schwebten."

Der höfliche Sträfling.

Durchlaucht befindet sich auf einer Inspektionsreise und besucht ein Gefangenenhaus. Als er in die Zelle eines Schwerverbrechers tritt, springt derselbe von seiner Pritsche auf und spricht: „Darf ich Ihnen vielleicht meinen Platz anbieten?"

Beim Schiedsrichter.

Diener: Im Vorzimmer streiten sich die Parteien Müller und Schulze; Müller hat den Schulze einen Ochsen, und Schulze den Müller einen Esel geheißen!

Schiedsrichter: Na, lassen Sie's nur die sind ja heut' da, um sich zu vergleichen.

Unfehlbarer Maßstab.

1. Herr (auf der Soiree zu einem Bekannten): Wie groß ist wohl der Altersunterschied zwischen den beiden Töchtern des Commerzienrath?

2. Herr: Ich weiß es nicht genau, aber er muß ziemlich groß sein, denn die Eine bekommt 80,000 und die Andere 150,000 Mark Mitgift.

Generöser Gast.

Einsammelnde Sängerin (zu einem Gaste, der bereits eine Stunde dem Conzerte zugehört hat): Darf ich bitten.

Gast: Bin ja eben gekommen. — (Nach einer Stunde erscheint die Sängerin wieder): Darf ich bitten.

Gast (ganz entrüstet): Aber Sie sind doch eben erst dagewesen.

Ein guter Rath.

Ede: „Nu sollte ick so nothwendig an meinen Bankier telejrafiren und habe keinen Pfennig in der Tasche."

Lude: „Schafskopp, telejrafire doch — ohne Draht!"